

# Berliner Familien-Zeitung

## Johann Kitli EIN ZEITROMAN VON ALADAR SCHÖPFLIN

Umgebendste Übertragung aus dem Ungarischen von Stefan S. Klein.

**Dr. Besetzung.)** (Hochgrad verboten.)  
 Johann Kitli setzte stumm den Hut auf und rannte weiter. Er rannte so gedankenlos dahin, daß er fast die Leute umfiel. Er war zerstreut in seinem Kopfe wirbelten derschommenen unendliche Vorstellungen. Er begriff noch immer nicht, glaubte noch immer nicht, vermochte mit seinem Verstand noch immer nicht zu erfassen, was geschehen war. Das ist ja unmöglich, daß er jetzt ganz plötzlich, von heute auf morgen, ein junger, gesangener Mensch sein soll, das Ganze ist eine Blendung, er ist vielleicht nicht einmal wach, wird nur von einem furchtbaren Traum geküßt. Die gemalten Bilder der Straße gelangten bloß unklar, wie verflüchtigt, zu seinen Bewußtsein, berührten nur die Oberfläche seiner Wahrnehmung, drangen nicht tiefer. Ein Dienstmann grüßte ihn. Deshalb grüßte dieser Dienstmann? Ich kenne ihn doch nicht — dachte er und rannte weiter. Dann fiel ihm Emmerich v. Szerecseny ein. Das ist doch nicht möglich, daß ein so vornehmer Mann, ein Kaiser- und Königslicher Kämmerer, einfach verhaftet werde wie ein Kandleiher! Szerecsenys Monarch hätte vor ihm auf dieses Monarchen hätte ihn bei dem Kämmerer, das hier Menschen, Johann der unglückliche Bodmatt, der der ganze Gestalt entwirrt und ihn stets zu einem demütigen Rückzug zwang. Ist es denn möglich, daß die Polizisten diesen hochmütigen, energischen Mann zu verhaften mochten? Wie kann das sein? Er hatte das Gefühl, bei Geruch zu stehen, fühlte um sich die großen Küster, die bedienenden Gesellen, ihm gegenüber sich Szerecseny, neben ihm Baronin Irma . . .

Schreck und Verzweiflung führten sich über ihn. Baronin Irma . . . Was wird sie dazu sagen . . . wie wird er vor ihr stehen. . . Er konnte kaum weitergehen. Vor ihm auf dem Bürgersteig drängte sich eine große Menge, die Leute debattierten und schrien gerollt. Johann Kitli blies auf; er handelte wie der Magnetband. Er begann sich darauf, daß diese Menschen, diese Männer und Frauen, gleich ihm erschüttert worden waren, und erst jetzt verstand er wirklich, daß alles wahr, daß es ihm der Magnetband und seinem Gelde zu Ende sei. Mit leeren Kopf, blöde, gedankenlos blieb er stehen und horchte den Eingang der Bank an, wo ein Getöse hing: Polizeilich geschloffen.

Ein gällig aussehender Mann, wahrscheinlich ein kleiner Handwerker, sprach ihn an:  
 „Sind Sie auch geschädigt?“  
 „Ja, weiß nicht . . . vielleicht . . .“, antwortete Kitli zerstreut.

„Hatten Sie in der Bank Geld?“ fragte der gällige Mann zornig.  
 „Ja“, antwortete Johann Kitli, ohne aufzublicken seine Augen hing an dem Getöse.  
 „Dann sind Sie geschädigt. Seien Sie beruhigt, Sie bekommen keinen Schaden zuzuziehen“, sagte der gällige Mann gleichschuldig und grinste ihn mit stehenden Zähnen an.  
 „Ja?“ fragte Johann Kitli.  
 „Mich kostet der Spaß eine Million“, berichtete der gällige Mann weiter. „Ich Ester hab' sie vor zwei Wochen hergebracht . . .“

Er wandte sich von Johann Kitli ab und begann seine Geschichte einer hilflos weinenden alten Frau zu erzählen. Seine Million, das war die Hauptfahne, die größte Schatzkammer. . . Johann Kitli verarbeitete eine Weile vor der Bank, fremd, der lärmenden und stuchenden Menge nicht achtend. Dann packte ihn ein furchtbares Schamgefühl darüber, daß er so auf der Straße steht, blöde, die eigene Dummheit zehrend, die ihn derzeit ins Verderben geführt hat. Er konnte seinen einzigen klaren Gedanken fassen, empfand nicht den geringsten Schmerz, hatte bloß ein dumpfes, abgeflumpftes Gefühl. Nur bisweilen, wie ein frankscher, schmerzender Zahn, zuckte durch ihn ein scharfer, qualender Gedanke: Baronin Irma. . . Aber auch in solchen Augenblicken empfand er keinen Schmerz, sondern nur Scham und Demütigung. Er schämte sich vor Baronin Irma: hatte sich auch bisher ihr gegenüber recht dumm benommen, jetzt aber . . .

„Ein netter, lieber Bräutigam“, dachte er bei sich. Er machte feht und ging zurück, beim, aber nunmehr mit langsamen Schritten, nimmig, um je später heimzukommen. Aus irgendeinem Kerkerfenster, der irgendwo auf einem Hof stand, drang ein einseitiger Sonnenstrahl an sein Ohr, den summte er vor sich hin, ohne es zu wissen. Er kannte diesen Kerkerfenster aus der Pfauenstraße, er kannte ihn an der Muffel . . . Pfauenstraße, Herr Müller, Bauherr, Mathias . . . abermals überkam ihn das qualvolle, demütige Schamgefühl, derart, daß er heulen zu müssen. Er blieb gerade vor dem Dienstmann von vornhin stehen, der ihm jetzt dienstbereit, mit entsetztem Haupt entgegengekehrt kam:  
 „Der gnädige Herr besichtigt?“

Johann Kitli sah ihn merkwürdig an und ging wortlos weiter. Der Dienstmann schaute ihm nach, mochte glauben, er sei betrunken, summe deshalb am helllichten Tag auf der Straße vor sich hin.  
 Der dem Tor machte er halt. Es war ein lässiges Gefühl, jetzt heimzugehen, denn dabei mußte er etwas tun, sich zu etwas entschließen, was furchtbar schwer sein wird und eben deshalb so lange wie möglich hinauszuschleppen wäre. Er ging dennoch

hinauf. Öffnete mit dem Schlüssel die Tür, schritt geradeswegs in sein Arbeitszimmer.  
 Hier lag Joseph in dem einen Lederfauteuil, rauchte eine Zigarette und las bequem die Zeitung. Er lächelte im geringsten verwirrt, stand er beim Eintreten seines Herrn auf, seiner ganzen Haltung war anzusehen, daß er in der Zeitung alles gelesen habe, alles wisse, alles verstanden habe. Johann Kitli blinzte ihn betroffen an, er hatte unwillkürlich das Gefühl, dieser Joseph benehme sich jetzt frech, er müsse ihn ausfragen.

„Was tun Sie hier?“ herrschte er ihn stammelmend an.  
 „Ich las die Zeitung . . . den Artikel über den Bankrott“, antwortete Joseph lässig, diesmal ohne Furcht und ohne strammzustehen, als spräche er nicht mit seinem Herrn, sondern mit seinesgleichen. Dann fragte er fast freundlich, so sogar Kitli beinahe auf die Schulter klopfend:  
 „Ist es wahr? Ist alles futsch?“  
 Kitli wurde wütend, fühlte aber auch selbst, daß diese Wort nicht edel sei, nur von der Oberfläche komme.

„Was geht es Sie an?“ schmaute er Joseph an.  
 „Es geht mich deshalb an, weil, wenn es wahr ist, und es ist ja wahr, dann Herr Kitli nicht mehr mein Herr ist . . . er dann nicht in der Lage ist, sich einen Diener zu halten.“

Herr Kitli hatte er gelacht, ganz einfach: Herr Kitli. Und dachte damit den tiefen Abgrund aus, den Herr Kitli gefühlt war. Johann Kitli gab seine gesamte Energie aus, als er ihn anbrüllte:  
 „Paten Sie sich, wenn Sie nicht etwas erleben wollen! . . . Ich bin gerade aufgesetzt, mich mit Ihnen zu unterhalten! . . . Paten Sie sich, das sag' ich Ihnen! . . .“  
 Joseph verließ aufschreiend, mit lässiger Haltung das Zimmer. An seinem Benehmen sah Johann Kitli genau, daß sein energischer Ton und sein Schreien nichts mehr fruchtete; alles ist vergeblich, er ist nicht mehr Josephs Herr, ist niemandes Herr mehr, ist nur noch ganz einfach: Herr Kitli.

**XXI.**  
 Das Telefon klingelte. Eine fremde Stimme lud Herrn Johann Kitli ein, am Nachmittag an der Hofgasse der Gläubiger der Magnetband teilzunehmen.  
 „Gut, ich werde kommen“, antwortete Johann Kitli, mußte aber, daß er es nicht tun werde. Wozu denn? Was ging es ihn an? Er hatte das Gefühl, daß ihn das Ganze nichts mehr angehe. Daß alles zu Ende sei.

Im war, als müßte er sich auf etwas besinnen, doch gelang ihm das nicht, obgleich es sich um eine äußerst wichtige Sache handelte. Er würde sein Gehirn ab, war jedoch so müde, daß er nichts herauszufressen vermochte. Er summe den festsitzenden Kopfen vor sich hin, ertrappe sich aber jetzt dabei und verfluchte sich selbst. Er setzte sich in den

Fauteuil, in dem vorhin Joseph gesessen, verdrückte zu denken. Aber es gelang ihm nicht. Sein Gehirn war wie ein kumpfiges, unordentliches Zimmer, das die Barriere nicht zu durchdringen vermochte. Er ließ gewaltsam über eine Anzahl Gedanken, vermochte sich aber an keinem einzigen festzuhalten. Lange lag er da, nahm den einen Gedanken nach dem anderen, und schließlich empfand er dann, ohne jeden Liebergang, eine große, klärende, innere Wärme und zugleich einen leisen Schwindel. Ein Satz fiel ihm ein, den er einmal von Paul v. Dalaby gehört hatte:

„Kann ein Gentleman nicht als Gentleman leben, so lebt er lieber nicht.“

Jetzt wiederholte er diesen Satz, wie vorhin bei Gassenhauer. Eigentlich dachte er sich dabei nichts, fühlte auch nichts, wiederholte den Satz nur wie ein Automaten. Dann stand er auf, ohne jede Entscheidung; er fühlte sich äußerlich schwach, konnte kaum durchs Zimmer schreiten. Doch ging er trotzdem zum Schreibtisch, zog das linke oberste Kasten heraus und ergriff diesen einen Zettel. Es war ein schöner, feiner, eleganter, kleiner Zettel. Er hatte ihn einmal von Paul v. Dalaby gekauft, erinnerte sich nicht mehr, für wieviel, doch war es ein schönes Stück Geld gewesen. Er betrachtete den Zettel, der eine niedrige Kaufsumme, der Griff war aus eingeleimtem Ebenholz, ein wirklich elegantes Stück. Er drückte ihn in der Hand, wühlte sich an ihm mit einer feinen, traurigen Freude, stellte vor sich hin. Dann fiel ihm abermals der Satz ein:

„Kann ein Gentleman nicht als Gentleman leben, so lebt er lieber nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

### Der Schlangenmensch?



„Aufschluß: Sie können Sie mit nicht jagen, wo der berühmte Schlangeneffekt futsch!“  
 „Ja, meinen Sie mal bis Freitag, da wird Ihnen die Berliner Volks-Zeitung erzählen.“

### „Die Geburt der Jugend“ Bronnen im Lessing-Theater

Zur Komplettierung ihrer Bronnen-Vorstellungen gab die Junge Bühne gestern im Lessing-Theater das fünfte Werk des Dichters, die „Geburt der Jugend“. Ich kann dem Berzantaler Moriz Seeler nicht genug sein, daß er dies Werk aufgeführt hat. Denn hier liegt alles im Reinen, was der spätere Bronnen bisweilen erfüllt hat, und was ihn wesentlich macht. Es wäre leicht, das Kampfbild, das Ausbrechende, Vulkanische und Mahlose des Stückes zu gliedern. Ein paar Zusätze, ein paar Zuspitzungen, und die Parodie wäre fertig. Aber gerade was die Erscheinung Ernst Bronnens als wichtigen Bestandteil heutigen Literaturstoffes anseht, vor obendrein der Meinung ist, daß es in den Fällen der letzten Auführungen („Erasme“, „Kleinliche Rebell“) notwendig war, gegen Bronnens Stellung zu nehmen, der soll aus dieser Quellenschöpfung an Saft und Samen Hilden, was sie enthält.

Sie liegt noch alles lose, ungegliedert, roh. Und weil es so wenig geglättet, so wenig in eine Form gebracht ist, erkennt man, daß der Grund des Bronnenischen Schaffens doch keine demale und besappte Reibenschichtkulte ist, sondern daß hier echte Gefühle des Auf- und Durchschneidens stehen. Die Geburt der Jugend erfolgt in einem Schalterkreis, in der Aufhebung einer Klasse gegen Strafe und Verantwortung, in dem Ausbruch eines Geschwisterpaars gegen den Vater. Und wenn es auch tömlich wüßte, daß die Galerie in Matschen ausbrach, als der Schöpfung den Hut des Alten die erste Hafe der Jugendrevolution stabilisierte, so darf man doch nicht vergessen, daß die Bede, immer Eignal sind. (Wir brauchen gar keinen linken Folienstanz in der Republik, ein paar richtige Bede spielen an die richtige Bede werden auch schon Wunder bewirken.) Aber das wird freilich noch keine Bewegung, kein Vormarsch stellen. Und auch bei Bronnen ist das nicht der Fall. Bronnen erschöpft sich in der individuellen Revolution. Damals wie heute. Und er sieht nicht, daß die Zeit weiter ist, daß das tragische Schicksal des einzelnen nicht unbedingt wesentlich ist, daß die Privatrevolte im Gegenteil jede wirkliche Revolte verdrängt und verdrängt, weil sie dem Gegner alle Positionen verrät. Man muß so politisch sprechen, weil die Jugend, die Bronnen sieht, ihn sicherlich auch politisch merkt. Wie diesem Frühwerk kann man ganz genau sehen, wo die Motive der Sinnen liegen, die bei Bronnen später wachsen, und wie, die entstehen. Schon in der „Geburt der Jugend“ trägt man sich: Wird Bronnen immer rot, oder auch manchmal klar sehen? Wird er Reibenschichten werden, oder sich nur selbstschonlich verschlingen? Die Antwort ist heute noch offen.

Die Auführung, deren Regie Friedrich Neubauer hatte, ist nach der Erklärung Moriz Seelers vor Beginn der Vorstellung, nach der Neubauer am Tage zuvor die Zeitung niedergelegt hätte, schwer jemandem gutzuschreiben. Dabei war sie gut, und wenn Neu-

bauer nur die Hälfte des Verdienstes erhält, so ist das mehr, als man ihm für alle seine bisherigen Aufzenerungen zulassen zu sprechen könnte. Warum er sich bei der ersten Gelegenheit, wo man ihm etwas Gutes sagen will, drückt, bleibt unverständlich. Wo muß man die andere Hälfte des Lohnes an Moriz Seeler abgeben? Ich nehme an, daß auf seinen Zeit des Leses, Verhaltens, Rückhalte der Szene kommt.

An Schlußpielen bot sich heute Gode, zum Teil im ersten Feuer Kuboff fern an. Weil Gode in der ersten Szene im ersten Akt, nicht überflüssig. Martin Rosler bestimmte sich noch in Wiberbrücken; aber durchaus nicht unbedeutend. Hervorragend Leonhard Stedel, unalt und jung zugleich. Hans Heinrich v. Zwardowski war im Aufzenerischen stark, in den stilleren Momenten mehrwärtig gekemmt. Von den Mädchen anmutig und gewinnend Camilla Spira und Lilli Altona. Beide sollten größere Gelegenheiten haben. Ganz ausgekehrt die Eder der Gegner. Mathias Wiemann als Dr. Brud, lautlos, ringend, unmittellbar padend. Robert Wälscher und Walter Werner als Direktor und Vater repräsentative bürgerliche Aufgedonntheit zum Ans-Gesicht-Elagen.

Zum Schluß viel Beifall und mancher Pfiff. M. G. g.

### „Jedermann sein eigener Hahnrei“ Guteck-Premiere im Schloßparktheater

Stetig hatte am Sonntag mittig seine literarische Auführung. „Jedermann sein eigener Hahnrei“: nicht doch! denken die ehrenwerten Stetiger, die die nationale, hahnefränschen und Schamlosigkeit so viel Zeit übrig haben, und bleiben zu Hause. Man weiß, was man zu Bronnen ging. (War das nötig, beide am selben Mittag?) Aber zu Anfang wie zu Ripel war eigentlich kein Anlaß. Walter Guteck, von trischen Bezirken her kommend, hat eine freckweise höchst amüßliche, pointierte und wirksame Komödie von der Giferhüt des Innerfahrens, des Weltfremden, des im schlechthinigen Smolting mit der schlechthinigen Kravatte gar lächerlich ungeschickten Akademikerboursgeois geschrieben. Den Vertriehten allen Tauseln der Giferhüt ausstieft.

Dr. ing. Mithreu hat sich gegenüber dem Hotel in dem seine mit der Aussicht auf eheliche Verbindung Bedachte wohnt, eingelagert. Denn der fürchterliche Verdacht einer Betrugshandlung erhellt streng wissenschaftliche Prüfung des Zatsachenmaterials. Die dienstbaren Geister seines Heiles erhalten, da er selbst nun einmal zu angezogen zu eigener Nachforschung und überhaupt ein Zatsachen ist. Den Detektivinspektor, und Köpchen, die belüchelt nicht schließlich uninteressierte Zimmerfee, muß schließlich melden, daß ein Herr gesehen worden ist, welcher. . . O weh, die betrogene Gemütslichteit in spe schaut verzeihlich in den Pötelentlauf. Pause. Zweiter

Teil. Köpchen findet die verlassene verdächtige Pistole. Und die bekommt — mit Hilfe des Pötel — expressivstische Stämme zu Mithreus Freund, der Professor mit dem Mikroskop, der zunächst ebenfalls in Gefährungsverhörungen und Hebefunktionen verfallt, das etwas unbilligste Pötelso entbehrt macht und den Weg zu wiederholter Gelundung mit Köpchen sich bahnt. Da freilich auch mit dem besten Lode das vermeintliche Pötelsopter herein und es klärt sich für niemand anders als der Herr Dr. ing. Mithreu selber war. Das gewöhnliche Detektiv ist freilich gar nicht in Köpchenstich genommen, eher, sie ist der Konturierung nachzügigstufen unternommen. Mithreu, wie hat zu bli klamert mit seiner wilden Jalousie. Und dann wieder vereint Brautpaar gefüllt sich ein zweites Hinzu und somit hat die Komödie doch ein löbliches Wert vollbracht.

Mit Köpchen, freier Fronte ist der unethische Held dieser Komödie der Giferhüt geschickt. Dieser kleinbürgerliche Lehrling der Wissenschaft mit seinen edigen Eitelkeiten; seinen ältlichen Anläuten zu überlegen Männlichkeit, mit seinen feilen bis an den Rand gefüllten Zinnenstücken mit seiner Hölleangelt vor etwas anpruchsvolleren Eitelkeiten mit seinem hysterischen Liebesgötze und seiner immer inselbrennend courtish-mahnerischen Reibenschichtschmuck ist ein vollkommener Darsteller. Besonders, wenn er einen so nervös-ladenden Darsteller findet wie bei der Auführung in Wolfgang Giger, der trotz harter, tapfer bekämpfter stimmlicher Indispotion ein wahrer Akrobatisches aus der Rolle macht. Die Gefahr, vor der Komödie in die Groteske hinüberzugleiten, hat der Dichter heraufbeschworen. Giger entging ihr nicht immer. Das droht den Giferhüt also schwinden. Ebenfalls sehr geschickt ist ein Dichter, der Professor Freund.

Otto Ernst Luntz gab ein sehr amüßantes Exemplar von Planeladenleiter. Die Frauenrollen fielen Outfield wesentlich weniger gut. Outfield, es ist nicht verriegelte Zeitschmelze, wenn man sich etwas weniger Franzosen auf den Berliner Bühnen wünscht. Warum sollen wir bei Durchschnittsfranzosen gehen, wenn wir bei Durchschnittsleuten liegen können. Und wir haben am Sonntag Giger. Der warme Boden kann nicht nur vor der Zanten- und Zantenflaque. Er war allgemein. Also auf Wiedersehen auf einer großen Berliner Bühne!